

ORIENTIERUNG

Nr. 20 62. Jahrgang Zürich, 31. Oktober 1998

IN DEN MEMOIREN des amerikanischen Vermittlers *Richard Holbrooke* (dt.: «Meine Mission» [Piper Verlag, München 1998], engl.: «To End a War») kommen das Wort und die geographische Bezeichnung Kosovo ein einziges Mal vor: als Anekdote. Slobodan Milošević kommt in Dayton/Ohio an, es leben dort wie überall in den USA auch Albano-Amerikaner, die mit Slogans und Transparenten für ihren Kosovo demonstrieren. Milošević wendet sich verärgert ab.

Eine weitere Stelle in R. Holbrookes Buch kann ich nur erwähnen und mich darauf beschränken, sie mit Zustimmung zu zitieren. Ganz am Ende der Friedensverhandlungen, R. Holbrooke ist schon von seinem Posten als Vermittler im Bosnien-Konflikt zurückgetreten, fragte er sich: «Die Frage, die man sich stellen muß, lautet, warum es Europa nicht gelingt, auf eigenem Territorium entschlossen zu handeln.»

Bei den Waldmensch im Kosovo

Die internationale Staatengemeinschaft hat ihren größten Fehler gemacht, als sie bei den Verhandlungen in Dayton nicht alles auf den Tisch gebracht hat. In 21 Tagen hatte man die Chance, wie in einem Konklave die politischen, territorialrechtlichen, militärischen, souveränitätstechnischen Fragen nicht nur zu bereden, sondern auch zu lösen. Der Druck Amerikas, der einzigen Supermacht am Ende dieses Jahrhunderts, lastete auf den Teilnehmern, darunter auch auf den drei Präsidenten *Alija Izetbegovic*, *Slobodan Milošević*, *Franjo Tudjman*. Zweien der Präsidenten konnte man damit drohen, daß sie auch irgendeinmal zum Kriegsverbrechertribunal in Den Haag einbestellt werden könnten.¹

Kurz: man hat das nicht getan. R. Holbrooke selbst hat drei Fehler bei dieser Marathonstrecke in Dayton eingestanden. 1. daß man einem Teil des souveränen Staates Bosnien und Herzegowina den ethnischen Namen «Republik Srpska» beließ; 2. daß man nicht klar befahl, wer die beiden allein wichtigen Kriegsverbrecher, nämlich *Radovan Karadzic* und *Ratko Mladic* verhaften sollte. Deshalb können sie auch heute weiter ungeschoren leben und hetzen; 3. daß die Kosovo-Frage nicht auf die Tagesordnung kam.

Jetzt ist die Kosovo-Krise eskaliert. Das Ergebnis der letzten sieben Monate: 300 000 Binnenvertriebene im Kosovo, dem südlichen Zipfel der Republik, die mit einem doppelten Namen in der Weltgeschichte herumfährt: einmal unter dem Namen Republik (Rest-)Jugoslawien und zum anderen als Serbien-Montenegro. Nach dem Selbstverständnis der chauvinistischen Führung in Belgrad ist das der Staat der Serben – die Montenegrer werden da noch allenfalls als *quantité négligeable* in Kauf genommen. Die Albaner sind nur Störmasse, die eben nicht in Kauf genommen werden, sondern für die der alte lateinische Satz gilt, der auf die Christen in Rom vor der Konstantinischen Wende gemünzt war: *non licet vos esse*.

Am 23. März 1989 kam es zu einer denkwürdigen Sitzung des Provinzparlaments im Kosovo. Tanks und gepanzerte Wagen standen vor dem Gebäude, es gab in der Versammlung ein totales Chaos. Kommunistische Funktionäre aus Serbien nahmen an der Sitzung und sogar an den Abstimmungen teil. Unter solcher Erpressung beschloß dieses Parlament die Aufhebung der Autonomie-Verfassung, obwohl nach der Verfassung eine Zwei-Drittel-Mehrheit dafür notwendig war. Am 28. März 1989 ergänzte das Parlament der Serben diese Usurpation mit einem ähnlichen Beschluß. Seit dieser Zeit im März 1989 gibt es weder Gesetz noch so etwas wie Recht für die Bevölkerung, sondern nur noch die serbische Polizei, die serbische Armee, wobei der Ausdruck Polizei immer noch verharmlosend ist, ist es doch eine schwerstbewaffnete Polizei mit schweren Panzern und Kanonen. Beim Beginn der Verhandlungen im März 1998 in London wurde vom Westen nicht etwa gefordert, daß dieser Autonomie-Status wieder in Kraft gesetzt würde, also der verfassungsmäßige *Status quo ante* hergestellt würde. Man forderte Verhandlungen beim Punkt Null, als ob die Albaner-Mehrheit im Kosovo nie ein Autonomiestatut rechtmäßig genossen habe!

ZEITGESCHICHTE

Bei den Waldmensch im Kosovo: Selbstkritische Beobachtungen in den Memoiren von *R. Holbrooke* – Die nicht debattierten Probleme in den Friedensverhandlungen von Dayton – Die Krise im Kosovo ist eskaliert – Politischer Kampf und passiver Widerstand seit 1989 – Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht – Europa in der Beobachterposition – Kulturelle Traditionen der Kosovarer – Massaker in Orahovac – Auf dem Weg zu den Waldmensch – Die Vernichtung der Dörfer geht weiter – Manchmal trifft das Schlimmste ein. *Rupert Neudeck, Troisdorf*

Lübeck und der Garten Getsemani: Erinnerungen an den Lübecker Christenprozeß von 1942–1943 – Das Todesurteil gegen die katholischen Geistlichen *J. Prassek*, *E. Müller*, *H. Lange* und den lutherischen Pfarrer *K. F. Stellbrink* – Zusammenarbeit aus der Erfahrung des Widerstandes gegen das Hitlerregime – 18 Laien aus ihrem Wirkungskreis werden gleichfalls verhaftet – Unrechtsprechung des NS-Staates – Verlassenheit – Anpassung oder Widerstand? – Unterschiedliches Verhalten der Kirchenleitungen – Anstoß für das Gespräch zwischen den Konfessionen – Die Herausforderung der Hinterlassenschaft der vier Hingerichteten. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

THEOLOGIE

Wir und die Anderen – Zuhause in einer globalisierten Welt? Missionarische Herausforderungen aus der Perspektive Lateinamerikas (Schluß) – Das missionarische Projekt – Die Voraussetzungen einer sozialen Weltpolitik – Die Ebene des *Symbolischen* und des *Ethischen* – Die Globalisierungsfalle als archimedischer Punkt – Die totale Qualität des Marktes – Die Re-lecture der eigenen Ansprüche – Globale Nachbarschaft provoziert kleingläubige Realitätsflucht – Kontextlosigkeit und Autoritarismus als Sackgasse – Globalisierung ist kein Naturprozeß – Zur Politikfähigkeit der Menschen – Identitäten werden auf dem gemeinsamen Weg gewonnen – Die notwendigen Stationen von Geschichte – Verantwortung und Vernetzung. *Paulo Suess, São Paulo*

LYRIK

Futuristische Gedichte: Zu einer Neuübersetzung von *D. Burljuk* und *W. Majakowskij* – Futuristisch geprägte Wortbildungen eröffnen der russischen Lyrik neue Horizonte – Gemeinsame Anfänge – getrennte Wege nach 1917. *Wolfgang Schlott, Bremen*

INTERVIEW

Auf der Suche nach dem Blutfrosch: Interview mit der kubanischen Schriftstellerin *Mayra Montero* – Ein Roman über Haiti – Kubanische Autoren im Exil und in der Heimat – Das kulturelle Zentrum der Karibik.

Interview: Albert von Brunn, Zürich

Die Albaner im Kosovo, die sich gern in Absetzung zu den Albanern Albanien Kosovarer nennen, begannen mit einer Zeit eines beispielhaften gewaltfreien Widerstandes, dem Aufbau eines Parallelstaates und einer wirklichen Demokratie. Am 24. März 1992 gab es gut vorbereitete freie, geheime und demokratische Wahlen, organisiert mit Wahlurnen in Privathäusern unter der Nase der serbischen Autoritäten und Polizei. Illegal, sagt man im traditionellen Rechts-Positivismus, aber mit hoher Legitimität. Gewählt wurde die LDK, die «Demokratische Liga des Kosovo», zum Präsidenten wurde der Schriftsteller *Ibrahim Rugova* gewählt, einer der eindrucksvollsten und vorbildlichsten Politiker unserer Generation.² Und: Die Kosovarer begannen, parallele Schulen, eine parallele Universität mit 3000 Hochschulprofessoren, die Mutter-Theresa-Ambulanzen mit 6000 ehrenamtlich arbeitenden Ärzten, Krankenschwestern, Hebammen aufzubauen. Diese Hochschulprofessoren und die Lehrer wurden und werden von den im Ausland lebenden Kosovarern bezahlt: 3,5% der Einkommen der Kosovo-Gastarbeiter in Deutschland, der Schweiz und Österreich gehen ohne jeden Zwang in den Fonds, der auf geheimnisvollen und riskanten Wegen in den Kosovo gebracht wird. Ich hätte dem Volk der Kosovo-Albaner kollektiv den Friedensnobelpreis für diese größte pazifistische Leistung in diesem Jahrhundert zuerkannt. Nach acht Jahren allerdings begannen junge Kosovarer aufzubrechen. Man hatte – sehr menschlich – damit gerechnet, daß die Kosovarer irgendwann für diese heroische Leistung von der Weltgemeinschaft belohnt würden.

Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht

Aber die Weltgeschichte ist nicht Weltgericht. In der Realpolitik der Euro-Atlantiker war man dankbar, daß die Kosovarer Ruhe gaben. So brauchte man sie in Dayton während der Bosnien-Konferenz vom 1. bis 21. November 1995 nicht auch noch zu den Verhandlungen dazunehmen.

Es kam zur «Ushtria Clirimtare e Kosoves», der UCK, der Befreiungsarmee des Kosovo. Sie entstand aus einer ehrenvollen spontanen Opferhaltung fast aus dem Stand. Junge Leute, Handwerker und Studenten aus Deutschland, der Schweiz, Österreich fanden sich in Bajram Curri und Tropoje ein und gingen über die Bergrücken und Pässe von Padesh, Morina, Prushit und verbanden sich mit ihren Landsleuten. Diese jungen Leute hatten meist noch nie in ihrem Leben ein Gewehr gesehen, geschweige denn bedient. In wenigen Wochen hatten sie eine *liberated area* um den Ort Malisevo, sie hatten einen Sprecher, der sich selbst ernannt hatte, aber kein wirkliches Kommando. Richard Holbrooke wollte bei seinem Besuch im Juni einen Vertreter der UCK treffen, er fuhr nach Junik und traf einen der Unterkommandanten, der ihm aber wenig über die Strategie der UCK sagen konnte.

Die UCK verlor bis zum August 1998 jämmerlich gegen die bis an die Zähne bewaffnete, zu Land und in der Luft kämpfende serbische Streitmacht. Sie mußte die sog. befreiten Orte aufgeben und konnte nicht einmal die befreite Bevölkerung mitnehmen. Man hatte in der Eile vergessen, zu dem befreiten Gebiet einen Korridor zu schlagen, so daß man einen freien Abzug und freien Eintritt für die Guerilleros garantieren konnte. Die Bevölkerung ist im September ernüchtert. Viele wollen von der UCK nichts mehr wissen. Es scheint, daß diese Zeit erst mal vorbei ist. Alle Augen richten sich wieder auf den sehr zivilen, bei aller äußeren Unscheinbarkeit charismatischen Ibrahim Rugova.

Nach der letzten Zählung gibt es heute an die 1,9 Millionen Kosovo-Albaner, heute wahrscheinlich eher mehr. Und nach der letzten Zählung an die 200 000 Serben, heute wahrscheinlich weniger. Heute, das meint Anfang Februar 1998, denn Ende

¹ Vgl. Yan de Kerougan, Milosevic, les crimes en ex-Yougoslavie et le Tribunal pénal international, in: *Esprit*, Juli 1998, S. 126–151. (Red.)

² Vgl. Ibrahim Rugova, *La Question du Kosovo*. Entretien réalisé par Marie-Françoise Allain et Xavier Galmiche. Fayard, Paris 1994. (Red.)

Februar begann die Spezialpolizei von Belgrad mit einer rabiaten Militäroperation in der Drenica-Prekaz-Srbica-Region, bei der 120 Kosovo-Albaner massakriert und die Dörfer nach der gleichen Methode wie in Bosnien-Herzegowina zerstört und fast immer unbewohnbar gemacht wurden.

Seit dieser Zeit gibt es geschätzt 300 000 Binnenvertriebene (ich halte diese Zahl nach eigenem Augenschein für durchaus realistisch), es gibt ca. 16 000 Flüchtlinge im Nachbarland Albanien, es gibt 40 000 im Nachbarland Mazedonien, es gibt 33 000 in Montenegro, es gibt vielleicht schon 20 000 in Bosnien-Herzegowina, es gibt Tausende sog. illegale Flüchtlinge, die sich über Österreich und Ungarn nach Deutschland durchschlagen wollen. Dazu kommen etwa 50 000 Waldmenschen, Flüchtlinge, die sich mit ihren letzten Habseligkeiten in die umliegenden und meist unzugänglichen Wälder aufgemacht haben und dort versuchen, von einem Tag zur nächsten Nacht zu überleben. Eine solche Szenerie hat es in Europa seit dem letzten Weltkrieg nicht mehr gegeben. Diese Kosovarer haben alles verloren, sie haben auch keine Perspektive mehr. Denn ihr Heimatdorf und ihre Heimathäuser sind in greifbarer Nähe, aber sie können wegen der schwerbewaffneten Präsenz der serbischen Rambo-Polizei und Armee nicht dorthin. Sie können nicht hin, denn niemand schützt sie. Zum anderen sind die Häuser meist so zerstört, wodurch ihnen signalisiert werden sollte: Hier sollt ihr besser nicht mehr hin. Geht nach Deutschland, Italien, Österreich, in die Schweiz.

Europa kennt nur noch Beobachter

Die Kosovarer sind anders als die Albaner in Albanien, anders als die Albaner von Tetova in Mazedonien. Sie sind selbstbewußter, gebildeter. Sie halten ihrem Land die Stange. Sie wollen nicht auswandern und alle auf ein Schiff nach Bari. Ihre De-facto-Regierung unter dem gewählten Präsidenten Ibrahim Rugova muß nicht fürchten, daß ihr das Volk wegläuft, wie das jede der bisherigen Regierungen nach der Wende in Tirana befürchten mußte.

Das hat sicher mit der politischen Sozialisation der Albaner unter *Josip Broz Tito* und dem Regime des jugoslawischen Selbstverwaltungs-Kommunismus zu tun. Der Tito-Kommunismus war durch zwei sehr unterschiedliche Säulen gekennzeichnet: Einmal härteste Repression gegen die politische Opposition. Der Kosovo-Intellektuelle *Adem Demaci* ist ein Symbol dafür, er mußte 25 Jahre im Gefängnis schmachten, darunter viele Jahre auf der Adria-Gefängnis-Insel Goli Otok. Zweitens: Relative Freizügigkeit, von der die Bewohner der DDR nicht einmal träumen konnten. Hunderttausende Jugoslawen gingen als Gastarbeiter nach Deutschland, in die Schweiz, nach Österreich. Es gibt kein Dorf, wo man als deutschsprachiger Ausländer Probleme hätte, jemanden zu finden, der einigermaßen Deutsch spricht. Die Albaner Albanien waren unter dem Steinzeitkommunismus des *Enver Hodscha* dagegen so total von der Welt und von ihren Nachbarn abgeschottet, daß sie immer noch mit der gestohlenen Lebenszeit einer ganzen Generation, ja eigentlich von zwei Generationen hadern.

Die Albaner in Albanien möchten sich rächen, möchten sich durch Zerstörung, Flucht, Terror sich selbst gegenüber, durch Zerstörung ihrer eigenen Fabriken an der Gewalttätigkeit dieser Zeit rächen. Sie begreifen oft nicht, daß es um zivilen Neuaufbau und Frieden gehen muß.

Die 300 000 Menschen im Lande, die 50 000 in den Wäldern halten aus. Die Frauen und Kinder, die ich in total überfüllten Privatquartieren in Albanien – in Tropoje, in Bajram Curri, in Krume, in Kukes an der Grenze traf, wollten alle in ihren geliebten Kosovo zurück. Die Albaner in Albanien wollen alle über Italien nach Deutschland. Die Kosovarer wollen zurück in den Kosovo.

Vuk Draskovic, Politiker und Schriftsteller, ehemals der Hoffnungsträger der Studenten Belgrads, die 1997 mit der Bewegung *Zajedno* jeden Abend die Bastionen von Milosevic berannten,

hat die Studenten und die junge Generation in Belgrad verraten. Slobodan Milosevic hat ihn in den Kosovo geschickt, um die Soldaten wie auch die serbische Bevölkerung und die orthodoxen Popen in den serbisch-orthodoxen Klöstern moralisch aufzurüsten. Er spricht bei seinen Reden im September 1998 mit Vorbedacht von Kosovo und Metohija. Das sind die beiden Teile der Provinz, die für die Kosovaren eine ungeteilte ist. Metohija ist der Name des westlichen Teiles des Kosovo nach einem byzantinisch-griechischen Wort, «Metochia», das ist das Wort für ein monastisches Gemeinwesen und deutet darauf hin, daß die orthodoxen Klöster in dieser Gegend mit großen Ländereien, Ackerland und Weingärten ausgestattet waren.

Die Kosovaren – eben mehr als 90% der Bevölkerung – benutzen diesen geopolitischen oder geohistorischen Namen nicht, sie nennen dieses Gebiet das Dukagjin-Plateau, Rrafsh i Dukagjinit. Nach Dukagjinit ist der berühmte, bis heute nicht zu unterschätzende Kanon benannt, der den Ehren- und Moralkodex der Kosovo-Albaner und auch einiger Clans in Montenegro und im Nordosten Albanien bildet.

Wenn die Serben (ich spreche nur ungern so, aber man mußte in der Zeit von 1933 bis 1945 sicher in Europa auch von «den Deutschen» sprechen, wie hätte man sich sonst verständigen können?) vernünftig wären, würden sie das zu ihrem eigenen Stolz hinzunehmen: Ausgerechnet die Albaner, die auf ihrem Territorium groß und erwachsen geworden sind, sind zivilisatorisch, kulturell und wirtschaftlich viel weiter als die 3,2 Millionen Albaner in Albanien, als die 450 000 Albaner in Mazedonien.

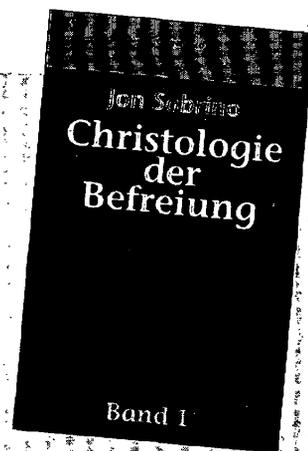
Bei *Albert Camus* heißt es in dem zeitkritischen Roman, «Der Fall» (Paris 1956), man werde später mal von unserem Jahrhundert sagen, man habe in Europa gehurt und Zeitung gelesen. Das Europa, in dem ich aufwache, meine politische Sozialisation erhalten habe – ist das Europa, das Beobachter und Humanitäre herauschickt. Alle Welt soll beobachten. Aber auf eine Art, daß man es wieder nicht mehr begreift. Die Beobachter-Mission, die komplementär zu einer anderen ist, die etwas ausführen soll, macht Sinn. Aber eine Beobachter-Mission, die selig in sich selbst ruht und sich selbst genügt – damit macht sich Europa auf Dauer schuldig.

Und diese Strähne des Versagens eines beobachtenden Europas zieht sich vom Völkermord in Ruanda über den Krieg in Bosnien, in Tschetschenien bis hin zu dem im Sudan und im Kosovo. Die neueste Version dieser Beobachter-Manie hat Richard Holbrooke im Kosovo nach einigem Kreißen geboren: KDOM besteht aus 10 Russen, 22 Amerikanern und jetzt noch zusätzlich 48 Mitgliedern einer uralten Beobachtermission, nämlich der Euro-Beobachter, die mit einer ganz besonders pikanten Modalität auf sich aufmerksam machte. Die Euro-Beobachter (ECMM) traten immer in blütenweißen Anzügen auf, weshalb ihnen schon vor Ausbruch des Bosnienkrieges in Kroatien der Spitzname «Eisverkäufer» verpaßt wurde.

Diese Beobachter werden – ebenso wie die Peace-keeping-Blauhelme – darauf getrimmt, nichts zu tun. Ein Beobachter erklärte es mir: Das sei ja gerade der besondere Trick ihrer Mission, daß sie alles sehen und notieren sollen, aber nie aus dem Wagen steigen, um einen verblutenden Menschen von der Straße mitzunehmen.

Auch wir Humanitäre sind oft ein Alibi. Auch wir können den Menschen das einzige und höchste Gut, auf das sie nach der UNO-Charta auch Anspruch haben, nicht geben: Schutz und Sicherheit, Befreiung von der furchtbaren Angst, vernichtet zu werden. Wir können Milchpulver und Aspirin bringen, sogar aus der Luft abwerfen. Aber Schutz können wir nicht bringen. Manchmal können wir durch mutige Präsenz den Anschein von Protektion geben, aber das ist kein wirklicher Schutz. Und so kommt es denn immer wieder bei solchen Auseinandersetzungen dazu, daß die Beobachter und Blauhelme mehr tun müssen, um sich selbst anstatt diejenigen zu schützen, die ihnen anvertraut sind. In Ruanda zogen die 2700 Blauhelme in dem Moment ab, als 800 000 Menschen ermordet wurden.

Ein Standardwerk der Christologie



Der erste der auf zwei Bände angelegten Christologie liegt nun endlich auf Deutsch vor. Es ist ein Standardwerk, der großen „Theologie der Befreiung“ von Gustavo Gutiérrez vergleichbar. Aufsehen erregen wird vor allem die brillante Auseinandersetzung mit europäischen Theologen wie Bultmann, Moltmann, Kasper etc.

Jon Sobrino
Christologie der Befreiung
 Band 1
 Aus dem Spanischen von Lüdger Weckel
 1998, 384 Seiten, kt.
 DM 64,- / OS 46,- / SFR 60,80
 ISBN 3-7867-2130-0

Matthias-Grünewald-Verlag
 Postfach 3080 · 55020 Mainz



Massaker in Orahovac

Orahovac, das ist der Ort, wo es Mitte August 1998 eine schreckliche Militäraktion gab, mit Massenerschießungen und einem Massengrab auf der Müllhalde. Seit zwei Monaten ist auch die reguläre jugoslawische Armee im Kosovo, ohne Rücksicht darauf, daß S. Milosevic den EU-Außenministern schon am 29. März 1998 das Ende der Polizeiaktion versprochen hatte, als die Außenminister Frankreichs und Deutschlands zu einem gefährlich falschen Zeitpunkt einen überflüssigen Besuch in Belgrad machten.

400 Bewohner sind bei dem Angriff der Armee auf den 18 600 Einwohner-Ort Orahovac in das Gebetshaus des Scheichs gegangen. Dann wurde dem Scheich, der heiligmäßig lebt und hohes Ansehen genießt, gesagt: Wenn er jetzt diese 400 nicht aus seinem Gebetshaus hinaustreibt, dann wird dieses Haus zusammengeschoßen. Er weigerte sich. Die Menschen hielten es nicht aus. Da kam es, daß diese 400 in Panik in die Berge flohen. Dabei sollen Hunderte umgebracht worden sein.

Der Pressesprecher der serbischen Armee zeigte nach den Kämpfen im August 1998 westlichen Journalisten ein Massengrab auf der Müllhalde und sagte, da lägen nur UCK-Kämpfer. Damit gaben sich die KDOM-Beobachter zufrieden. Nun ist potentiell jeder Albaner-Mann für die serbische Polizei ein UCK-Kämpfer, weshalb die Männer im Kosovo eine heillose Angst davor haben, getötet zu werden. Das Kosovo-Menschenrechtszentrum spricht von 44 Menschen, die mit Namen registriert sind. *Erich Rathfelder*, einer der mutigen Journalisten von der «taz», bestätigte mir noch einmal, daß er damals der einzige war, der in Orahovac war und die Zahl von 400 durchaus bestätigen kann. *Erich Rathfelder* hat mittlerweile – auch deshalb – Berufsverbot für Serbien und den Kosovo bekommen.

Wir sind am 22. September 1998, als es zum ersten Mal wieder einen Markt gibt, in Orahovac. Die ganze lange Straße bis zum Fluß hinunter werden Waren angeboten, Obst und Gemüse, die

man in den Gärten und Wäldern ernten kann. Und die man so gerade durch die fünf Checkpoints der Armee bis Prizren schmuggeln kann. Die Männer in Orahovac wagen sich immer noch nicht aus ihren Häusern, sie werden festgenommen, verhört, oft gefoltert (ich habe Folter-Zeichen erkennen können). Sie müssen einen Fragebogen ausfüllen, mit dem sie sich von dem Verdacht reinwaschen können, Mitglied der UCK zu sein.

Auf dem Weg zu den Waldmenschen

Am übernächsten Tag versuchen wir einen Weg zu den Waldmenschen zu finden. Sie sind überall da, wo es Wasser gibt. Das heißt eher in den Bergtälern als auf den Bergrücken. Wir fragen uns durch, fahren eine Zickzacklinie, um keinen Verdacht zu erregen. Schließlich kommen wir durch eine endlos zerstörte Landschaft in Sedlare an. Dort ist ein etwas größeres Wohnhaus zum Hospital eingerichtet, in dem acht verletzte Frauen in einem kleinen Raum so eng wie in einer Sardinendose liegen. Bewundernswert, ein Arzt der Mutter-Theresa-Organisation arbeitet hier mit einer Krankenschwester, sie tun das, was in einer solchen Lage nötig ist. Die Menschen trauen sich nicht, in die Klinik in Pristina zu gehen, die 1989/1990 gesäubert wurde. Die albanischen Ärzte mußten damals gehen, nur noch serbische Ärzte arbeiten dort. Sie haben Angst, daß jemand totoperiert wird. Eine Angst, die bei der Verhetzung der Menschen, in diesem Fall durch die eigene Propaganda der Serben, durchaus verstehbar, manchmal sogar wohl realistisch ist. So wollen auch die führenden Leute der LDK, daß der engste Berater von Präsident Rugova, Prof. *Sabri Hamiti*, sich zur weiteren Behandlung ins Ausland begibt.

Die Waldmenschen sind an dem Morgen, als wir auf dem schlüpfrigen Pfad durch die regennassen Sträucher, Bäume und Plastikfolien in ihre Behausungen treten, in einem erbarmungswürdigen Zustand. Es ist kalt, die Matratze, auf der sie liegen, ist naß und kalt. Es brennt ein kleiner Bullerofen, der Wind bläst den beißenden Rauch immer unter die Folie, alle husten, alle Kinder sind schwer erkältet. Es sind oft viele Kinder mit ihren Müttern und Großmüttern. Der Matsch macht die kleinen Pfade so glitschig, daß man in Gefahr ist, lang hinzuknallen. Im Bach wird oben Wäsche gewaschen – weiter unten das Wasser für den Tee und Kaffee genommen! Sie haben einige Leute bei sich, die Waffen tragen; es gibt wohl in diesem Tal noch zwei UCK-Uniformierte, die aber im entscheidenden Fall sofort weglaufen würden.

Wir treffen auf eine Mutter, die in der letzten Nacht ein Kind geboren hat. Das sind die Bethlehem- und Nazareth-Geschichten, die uns Christen, die wir genauso wie alle anderen Menschen dieser Welt nach der eigenen Sicherheit fragen, nach der Versicherung, nach der Risikolosigkeit wie «die anderen», beunruhigen müßten. Wie erbärmlich das ist, wird mir deutlich, als ich voller Hochachtung dem jungen Arzt, dessen Name ich wegen der Gefahren nicht mal in mein Notizbuch schreiben darf, gegenüber sitze, der in einem der wenigen Häuser, die teilweise ausgebrannt noch stehen, eine Ambulanz betreut. Er gibt mir einige Medikamenten-Bestellungen mit auf den Weg. Er hat seine Ausbildung an einer medizinischen Fakultät der parallelen Universität gemacht, die die Albaner für ihre Leute in Privathäusern mit regelrechten Studiengängen und Studienabschlüssen aufgebaut haben. Er bleibt bei seinen Leuten. Er bekommt kein Geld, er lebt von dem, was die Landsleute ihm geben.

Ich könnte diesem Mann die Füße küssen, der hier in der klammen Kälte des Morgens für seine Tal-Wald-Menschen die Ambulanz macht. Zwei Kinder sind in den letzten Nächten geboren worden. «Wo?» «Ja, draußen in den Strauch-Folie-Hüttchen.» «Gibt es eine Hebamme?», frage ich. Er läßt sich diesen dummen Satz übersetzen. «Nein», lächelt er mich aus. Kein Schutz für diese Menschen, keine Sicherheit. Sogar der Hochkommissarin des UNHCR, *Sadako Ogata*, fiel auf, wie viele der kleinen Kinder durch die Brutalität dieses Vernichtungskrieges traumatisiert sind, erschüttert, daneben, einfach weggetreten.

Dobratín – die Vernichtung der Dörfer geht weiter

Am 15. September, eine Woche vor unserem Besuch, hat die serbische Polizei und Armee die Ortschaft Dobratín, 10 km von Podujevo im Norden des Kosovo, morgens um 5 Uhr eingeschlossen. Die Bewohner – 1600 Menschen – wachten in entsetzlicher Panik auf, als der Lärm von 40 ratternden und rasselnden Panzern sie weckte, und zwar sowohl blauen (Polizei-) als auch grünen (Armee-)Panzern. *Aishe Berisha*, eine Ärztin, Mutter eines neun Wochen alten Kindes, schaute nur heraus: Es gab aus dem Panzerring keinen Ausweg, keinen Fluchtweg. Da kamen auch schon die Soldaten und traten die Tür ein, wenn auf das Klopfen nicht sofort aufgemacht wurde. Dann wühlten sie alles kurz und klein, benahmen sich wie eine Soldateska. Die Männer wurden mitgenommen. *Aishe Berisha* schien es, daß sie ihren Mann nie wiedersehen würde. Keine unbegründete Sorge, denn am Ende der 26 Stunden, die dieser Alptraum von Belagerung, Panzer-Drohung, Gewalt, Zerstörung in dem Ort dauerte, gab es sieben verkohlte Leichen, die man fand.

Sie erinnert sich – immer noch fröstelnd und voller Angst, wie sie ihr Baby 26 Stunden lang auf dem Arm gehalten hat. Einmal packten die Soldaten ihre Mutter ganz hart an, schrien sie an, warum sie immer noch nicht Serbisch könne. Sie habe Zeit genug gehabt, Serbisch zu lernen. Da nahm *Aishe* mit ihrem Kind im Arm die Rolle der Übersetzerin wahr, obwohl sie, wie sie lächelnd sagt, auch nicht gut Serbisch spricht!

Dann gab es – zumindest für die Frauen und Kinder – einen Weg heraus. Sie kamen erst nach Podujevo. Auf dem Weg sahen sie Rauch, 20 Häuser wurden abgebrannt, bei den anderen versuchte man es. Ein Haus brannte besonders hoch und grell, das Haus von *Aishe Berisha* und ihrem Mann. Warum? Der Mann war der Leiter der Bibliothek von Podujevo und selbst Schriftsteller. Er hatte in seinem Haus 3700 Bücher, seltene Exemplare, alte Handschriften, unersetzbare Manuskripte. Er trauert, ein Intellektueller, dem seine Lebensarbeit, auch eigene Manuskripte, weggenommen und auf ewig verbrannt wurden.

Am 22. Juni 1992 schrieb einer der begabtesten Lyriker der Kosovarer, *Ali Podrimja*, das Gedicht «Geschicke» (albanisch «Fattet»), das sich für mich prophetisch anhört. Er arbeitete damals mit einem Stipendium in Berlin.³ Ich hörte es zum ersten Mal in einer winzigen Koje des rührigen Wieser-Verlags auf der Frankfurter Buchmesse 1993:

Ich passierte die BERLINER MAUER
Auf Zehenspitzen
Eine Rose in der Hand.
Und fürchtete ich verletzte
Gefallene Seelen
Überwinden wollte ich
Auch die ALBANISCHE MAUER
Vor die Füße fiel mir
Mein Kopf in Blut gebadet
Eine Frau in Schwarz
Auf Hügeln Feldern
Sucht mein Grab
Und mein Körper
Jeden Tag erwacht er mitten unter euch
Ein schrecklicher Torso der Zivilisation
Beunruhigt es euch nicht
Daß meine Verstümmelung
Anklagt.

Daran sich zu erinnern, hilft mir nicht. Es bestärkt mich nur in der Einschätzung, daß das Schlimme nicht immer, aber manchmal eintrifft. Und daß wir es nicht vorsorglich verhindern, obwohl wir es könnten.

Rupert Neudeck, Troisdorf

³Von *Ali Podrimja* sind auf deutsch erschienen: *Den Wolf satteln*. Ausgewählte Gedichte. (Straelener Manuskripte, 5). Straelen 1986; *Ich sattle das Roß den Tod*. Klagenfurt 1991; *Das Lächeln im Käfig / Buzegeshja ne kafaz*. Gedichte. Deutsch/Albanisch, Klagenfurt 1993.

Lübeck und der Garten Getsemani

Ein Festgottesdienst am 28. Juni 1998 in der Propsteikirche Herz-Jesu in Lübeck wo die neue Orgel von Kuhn, Männedorf (Schweiz), eingeweiht wird, ein begeisterndes Instrumentalensemble und ein junger Chor, welche als Finale *Joseph Gabriel Rheinbergers* «Concert für Orgel» op. 77 aufführen. Jubeln möchte man, aber da geschieht es, daß der Blick, als man aus der Kirche wieder in den hellen Sommertag hinaustreten will, auf einen kleinen Schaukasten fällt, in welchem die Bilder von vier Männern hängen. Man beginnt zu lesen, und man erinnert sich, daß man erst kürzlich von diesem Lübecker Christenprozeß im Jahr 1943 gehört hat, Andeutungen nur, knappe Hinweise, die ein unbekannter Leserbriefschreiber in der Berner Zeitung «Der Bund» hinterlassen hat. Hier aber hängen die Fotos der drei katholischen Kapläne und des mit ihnen befreundeten lutherischen Pastors, die im Protest gegen den Nationalsozialismus 1943 gemeinsam auf dem Schafott im Hamburger Gefängnis gestorben sind. Ein nachtdunkles Kapitel, und draußen strahlt unbekümmert die Sonne. Ein Angehöriger der Kirchgemeinde führt die Besucherinnen zurück in die Krypta, zeigt die Bronzeplastik von *Hans Dinnendahl* (1955), «Christus vor Pilatus» – Pilatus als Nationalsozialist dargestellt – und im Sockel steht die Urne des Kaplans *Hermann Lange*, einer der hingerichteten Kapläne. «Martyrer-Krypta» nennt sich der Raum in seiner ergreifenden Würde, und er legt sich schwer auf die Seele. Und unverrückbar setzt sich auch die Lektüre jenes Buchs im Bewußtsein fest, das man am Sonntagnachmittag im Pfarrhaus an der Promenade abholt.

Es ist *Else Pelkes* Darstellung «Der Lübecker Christenprozeß 1943», die erstmals 1961 erschienen und danach als Taschenbuch erneut aufgelegt worden ist. Die Autorin (*1925), damals als Erwachsenenbildnerin und Erziehungswissenschaftlerin tätig, dokumentiert den Werdegang, die Verhaftung, Gefangenschaft, den Prozeß und den Tod der vier Männer. Das Urteil von *Freislers* Volksgerichtshof, welcher eigens nach Lübeck verlegt wurde, um ein Exempel zu statuieren, hat die damaligen Christen erschüttert. Die nachgeborenen Generationen indessen haben das Wissen darum vielfach nicht mehr erhalten. Dabei ist das Leiden und Sterben der vier Männer ein Beispiel dafür, daß die Kirche nicht nur geschwiegen und weggesehen hat. *Else Pelke* führt denn auch gleich zu Beginn weitere Beispiele aus dem zeitlichen Umkreis an, die vom Widerstand einzelner kirchlicher Exponenten zeugen. Es ist dabei an die einfache Wahrheit zu denken, daß ein solcher Protest, sofern er nicht geahndet wurde, im Stillen geschehen war, oftmals nicht bezeugt und daher für die Nachwelt nicht einsehbar. *Günther Weisenborn* etwa hatte solch verschwiegene Aktionen im Sinn, als er das Buch «Der lautlose Aufstand» (1953) veröffentlichte, zu dem ihm keine andere als die Schriftstellerin *Ricarda Huch* wertvolles Material überlassen hatte, weil sie selbst nicht mehr über die Kräfte für eine solche Publikation gebot.

Fiat voluntas tua

Was *Else Pelke* vorgelegt hat, ist keine Hagiografie, keine glättende und veredelnde Darstellung der vier Kirchenmänner, sondern ein eingehendes, subtiles Porträt, das charakterliche Eigenarten, Brüche und Defizite aufzeigt und dadurch zu einem nachvollziehbaren Psychogramm gelangt. Jedem der Porträtierten widerfährt Gerechtigkeit, jeder gewinnt mit seiner je eigenen Herkunft, seinem geistigen Habitus eine unverwechselbare Kontur. Würde man nicht um den schillernden, ja abgründigen Begriff des «Menschlichen» gerade in diesem Jahrhundert, so wäre man versucht zu sagen: Diese vier Menschen erscheinen in ihrer ganzen «Menschlichkeit». Daher versucht man es lieber so: Sie wirken zugänglich, nah, erlauben gewisse Identifikationen. Noch ist das Anderssein fern, das wohl zwingend zu ihnen und ihrem Ende gehört. Da aber spürt man die entscheidende Differenz,

und es ist diese Differenz, welche die Seele der Lesenden trifft und nicht von ihnen abläßt. Der gewaltsam verfügte Tod kann nur angenommen werden, weil der Mensch sich ganz in Gott hineinbegibt, diese Unerforschlichkeit annimmt und mitten in Gottes Gnade hinein kapituliert. *Eduard Müller*, einer der Verurteilten von Lübeck, hat dies in einem schlichten Vers ausgedrückt: «Herr, hier sind meine Hände, / leg darauf, was Du willst, / nimm hinweg, was Du willst, / führe mich, wohin Du willst, / in allem geschehe Dein Wille.» Eine solche Hingabe läßt allen Schutt unverbindlicher Religiosität weit hinter sich, wird radikal einfach. Für Lesende am Ausgang dieses Jahrhunderts öffnet sich hier ein Kosmos, in den man nicht selbstverständlich hineinschaut. *Skepsis* spricht hier mit, im besseren Fall das Wissen um ein Nichtwissen, aber das wäre dann bereits eine der Voraussetzungen für ein Glauben, welches die Zweifel des Gartens Getsemani in seinen Schutz nimmt. Die innere Reise der vier Männer führt schließlich zu jener freudvollen «Gewißheit», mit Gott vereinigt zu werden, noch heute mit ihm im Paradies zu sein: Jetzt ist dieses Anderssein in seiner ganzen Größe offenbar, doch es durchsetzt sich bis zuletzt mit den Äußerungen menschlicher Hinfälligkeit: Angst, Tränen, Erschütterung, da das Lichtzeichen für die Hinrichtung aufblinkt und der letzte Gang angetreten wird. «Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiße mich aus den Ängsten kraft Deiner Angst und Pein...» betet Pastor *Stellbrink* in der Todeszelle zusammen mit dem evangelischen Gefängnispfarrer. Die vier Geistlichen haben sich nicht als Helden, Blutzeugen oder Märtyrer im theologischen Sinn verstanden. Dennoch sind sie in odium fidei – durch Glaubenshaß – gestorben, seit jeher das dogmatisch definierte Kriterium für das katholische Verständnis von Martyrium, wie *Else Pelke* ausführt. Sie sind sogar freiwillig gestorben, sie wußten genau, was sie taten. Durch «Widerruf» hätten sie bis zuletzt ihr Leben retten können.

Anschuldigungen

Karl Friedrich Stellbrink ist eine der vier Gestalten des Lübecker Christenprozesses, der älteste an Jahren – bereits über fünfzig –, während die drei katholischen Geistlichen erst um die dreißig stehen: *Johannes Prassek*, *Eduard Müller* und *Hermann Lange*. Zudem hinterläßt der lutherische Pastor seine Frau mit drei Kindern, und die Sorge um sie setzt ihm zu. Sein Weg ist weniger geradlinig verlaufen als jener der drei Mitgefangenen; fast möchte man auf ihn das Dictum «von Saulus zu Paulus» anwenden, denn *Stellbrink*, nach langen Jahren in Brasilien 1929 wieder nach Deutschland zurückgekehrt, trat in die NSDAP ein. Er glaubte vorerst an *Hitlers* Versprechen, Deutschland zu erneuern und die Arbeitslosigkeit zu beheben. *Stellbrink* galt an seinem thüringischen Wirkungsort als «Nazipastor», spürte aber bald den diktatorischen Ansatz der NS-Ideologie und kehrte sich von ihr ab, machte keinen Hehl aus seiner Enttäuschung über die neuen Machthaber. Einmal wurde er auch vor ein internes Parteigericht geladen, weil er offene Beziehungen zu einem Juden unterhielt. Zudem war er auch anderer Meinung als sein damaliges kirchliches Oberhaupt, der lübeckische Landesbischof, der gleichzeitig höherer Würdenträger der NSDAP war. 1936 wurde *Stellbrink* aus der Partei ausgestoßen. Ebenso mutig wie seine katholischen Mitbrüder – als solche empfand er sie mehr und mehr in der Zeit der Gefangenschaft – kehrte er sich nicht an das Verbot kirchlicher Vereinsarbeit und wandte sich in seinen Predigten unerschrocken gegen das NS-Regime. Wenige Tage nach seiner Predigt am denkwürdigen Palmsonntag 1942 – in der Nacht zuvor, am 28. und 29. März, war Lübecks Altstadt zu einem Fünftel von der British Air Force als Gegenschlag zu Coventry zerstört worden –, da er das Bombardement als «Gottesgericht» verstand, wurde er am 7. April verhaftet.

Prassek, Lange und Müller wurden kurz danach, im Mai und Juni 1942, ebenfalls inhaftiert. Man reihte die Untersuchungsgefangenen entgegen der Rechtspraxis demokratischer Staaten unter die Sträflinge ein und bewachte sie wie Verbrecher. Zur Last legte man ihnen, durch das Abhören deutschsprachiger Sendungen des feindlichen Rundfunks und die Verbreitung illegaler Nachrichten über die Machenschaften des NS-Regimes «die Feindpropaganda» gefördert zu haben. Sie wurden weiter beschuldigt, auf ihren Jugendgruppen-Abenden «Hetze gegen den nationalsozialistischen Staat» betrieben, durch Verteilung verbotener Schriften «dem Kriegsfeind Vorschub geleistet» und «Vorbereitung zum Hochverrat» begangen zu haben. Ebenfalls wurde ihnen «Zersetzung der Wehrkraft» vorgeworfen. Prassek war außerdem durch seine Zusammenarbeit mit Pastor Stellbrink belastet. Die Gestapo hatte im Sommer 1941 einen Spitzel eingeschleust, der sich als «Konvertit» ausgab und das Vertrauen der drei katholischen Geistlichen erschlich, dabei aber Verdachtmaterial sammelte. Er berichtet seiner Dienststelle getreulich. Der Schmerz über diesen Denunzianten war gerade bei Johannes Prassek besonders groß.

Unrechtsprechung des NS-Staates

Die drei Verhandlungstage vom 22., 23. und 24. Juni 1943 waren eine einzige Farce. Sie sind eines der düsteren Exempel für «die Vergeudung des Rechtsanspruchs durch pausenlosen Machtmißbrauch des NS-Regimes» (Pfürtner). Dieser ist hinreichend belegt, auch wenn die Stimmen namhafter Historiker in der Frage auseinandergehen, wann sich das Dritte Reich eindeutig als Unrechtsstaat entpuppt habe; denn es vermochte den Schein der Legitimität zu wahren und gerade dadurch Hitlers Erfolge zu festigen. Auch im Lübecker Prozeß stand – wie in vergleichbaren Prozessen – das Urteil bereits fest: Neben der Anklage auf versuchten Hochverrat wurde die auf Feindbegünstigung, versuchten Landesverrat, Verstoß gegen das Heimtückegesetz und Wehrkraftzersetzung erhoben. Der Verteidiger Dr. Dix wurde offen durch Nichtbeachtung gestraft, so daß dieser sein Plädoyer entrüstet abbrach. Neben den vier Kirchenmännern standen auch achtzehn Laien in Lübeck vor Gericht, die jedoch freigesprochen wurden – unter ihnen der spätere Sozialethiker *Stephan H. Pfürtner*, der die Autorin auch zu ihrer Darstellung anregen und für die Erstausgabe unter dem Titel «Ihr Tod und unser Bekenntnis» ein «theologisches Nachwort» schreiben sollte. Die Sitzungen des 2. Senats des Berliner Volksgerichtshofes fanden alle unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Die Prozeßprotokolle sind nicht erhalten geblieben; die Gestapo war bestrebt, alles Material, das Aufschluß über ihre «Unrechtsprechung» geben konnte, den Augen der Öffentlichkeit zu entziehen. Else Pelke konnte hingegen auf die Urteilsschrift über die katholischen Kapläne zurückgreifen, ebenfalls auf die Nachschrift einer Ansprache, die der Lübecker Rechtsanwalt Dr. *Böttcher* auf einer Gedenkfeier im Jahr 1946 gehalten und in der er seine Eindrücke von der Gerichtsverhandlung wiedergegeben hatte. Wenige Tage nach der Gerichtsverhandlung wurden die vier Lübecker in das Zuchthaus Hamburg-Holstenglacis abtransportiert, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Der Zeitpunkt der Vollstreckung war geheim, die Ungewißheit Teil der Schikanen, Pfarrer *Behnen*, der Gefängnisgeistliche, sprach von der «Passio amara».

Am 10. November, viereinhalb Monate nach dem Prozeß, wird das Urteil in Hamburg vollzogen. Zuvor haben die vier Männer ihre Abschiedsbriefe geschrieben. Kein anderer als *Thomas Mann* wird sich von einem dieser Zeugnisse bewegen lassen. In seinem Vorwort zu der Sammlung letzter Briefe von Verurteilten aus dem europäischen Widerstand, welche *Piero Malvezzi* und *Giovanni Pirelli* herausgegeben haben («Und die Flamme soll euch nicht versengen», Zürich 1955), schreibt Thomas Mann: «... Und das schönste Zeugnis für die Gabe

christkatholischen (sic) Glaubens legt der deutsche Kaplan Hermann Lange vor seiner Hinrichtung in dem Brief an seine Eltern ab...» Er bekannte: «Jetzt wird für mich der Glaube übergehen in Schauen, die Hoffnung in Besitz, und für immer werde ich Anteil haben an Dem, der die Liebe ist...» Von Pfarrer Behnen hat sich Hermann Lange unmittelbar vor dem Tod das Bild seiner liebsten Heiligen, Thérèse von Lisieux, holen lassen. Er schaut es an und fleht um Kraft im Elend dieser letzten Minuten.

Der Plan zum Prozeß gegen die Lübecker Geistlichen war bei den Machhabern zu einem Zeitpunkt entstanden, als die Nazis im Siegesrausch schwelgten. Frankreich, Holland und Belgien waren besetzt. Hitler hatte begonnen, England im Luftkrieg zu zermürben. Der Vorstoß auf dem Balkan war gelungen, Rußland in breitem Vorgehen angegriffen, die Kriegserklärung an die USA erfolgt. Die «Sieger» traten mit triumphierender Sicherheit auf. Nachdem die äußeren Gegner so rasch bezwungen worden waren, wollte man nun auch den inneren Volksfeind, die christliche Religion, aus dem Weg räumen. Am 6. Juni 1941 verfügte ein Geheimerlaß der Reichskanzlei an alle Gauleiter: «Niemals... darf den Kirchen wieder Einfluß auf die Volkführung eingeräumt werden. Dieser muß endgültig und restlos gebrochen werden. Erst wenn dieses geschehen ist, hat die Staatsführung den vollen Einfluß auf die einzelnen Volksgenossen». Nach der Winterkatastrophe in Rußland, 1942/43, wurde der Ton gegenüber der Kirche immer gereizter. Die Predigt Bischof *von Galens* in der Münsteraner Lambertikirche, welche sich gegen «die Tötung unwerten Lebens» richtete, geriet zudem indirekt zum Verhängnis für verschiedene Menschen aus dem kirchlichen Widerstand, welche den Predigttext heimlich verbreiteten – so etwa auch der Lübecker Kaplan Hermann Lange.

Verlassenheit

In der einhalbjährigen Gefangenschaft bis zur Hinrichtung am 10. November 1943 litten die Inhaftierten in mehrfacher Weise. Die physischen Entbehrungen der Einzelhaft (Hunger, Kälte, Bewegungsmangel, Schlaflosigkeit und körperliche Schmerzen) drängten sich stark in den Vordergrund, besetzten den Sinn und schränkten die geistigen Möglichkeiten ein. Erschütternd ist gerade in diesem Zusammenhang einer der Briefe von Johannes Prassek, der sich überhaupt als begabter, sprachkompetenter Formulierer erweist. Mit seiner nervösen Konstitution und dem chronischen Magenleiden war der 1,94 Meter große Priester der Wirkung der miserablen Gefängnis-kost am meisten ausgeliefert. Nachdem er eingehend einem Freund beschreibt, was Hunger wirklich ist, gesteht er: «Furchtbar ist dazu die schreckliche Unzufriedenheit mit sich selber, den Mitmenschen und schließlich auch mit Gott. Es ist einfach physisch unmöglich, anders zu sein als unzufrieden. Das ist Hunger, und das ist hier seit Monaten mein Begleiter gewesen...» Nein, das ist kein sogenannter erbaulicher Brief. Es ist nacktes, ausgeliefertes Menschsein – die schlechthin andere Seite des Märtyrertums. Und es bedrückt die Männer in all diesen qualenden Stunden des Hungerns und Frierens die Ungewißheit über das eigene Schicksal – Tod, Zwangsarbeit oder Freilassung –, es lastete auf ihnen die Tatsache, daß achtzehn Laien aus ihrem Wirkungskreis ebenfalls verhaftet und deren Familien in Sorge und Not gestürzt worden waren. Etliche Pfarreiangehörige hatten die Priester als «Verführer» und «Hitzköpfe» beschimpft und ihre «Tollkühnheit», besonders jene Prasseks, vehement gerügt. Es qualte sie während längerer Zeit vor allem auch die Frage, wie die kirchliche Hierarchie über das eigene Verhalten dachte. In der ersten Zeit waren die Verhafteten völlig von der Außenwelt abgeschnitten, und sie konnten daher verleumderische Gerüchte, die zu ihnen oft in bewußt destruktiver Absicht hereindrangten, nicht nachkontrollieren lassen. Es war die Verlassenheit im Garten Getsemani. Die Inhaftierten standen in einer religiösen Dürrezeit. Prassek brach

in fassungsloses Weinen aus, als er endlich, am 23. Oktober 1942, erstmals Besuch erhielt. Noch am Morgen hatte er Gott das Opfer der völligen Einwilligung in die menschliche Verlassenheit gebracht.

Anpassung oder Widerstand?

Die öffentliche Meinung war durchaus nicht klar entschieden in der moralischen Bewertung eines Widerstands gegen den Hitlerstaat. Die Verflochtenheit der Meinungen spiegelt sich deutlich in den moraltheologischen Erwägungen zur Frage des Widerstandsrechtes wider, wie Pfürtner, in seinem Nachwort ausführt, und sie gilt als eines der «heikelsten gesellschaftsethischen Probleme», man denke an die Diskussionen zur Frage der Kriegsdienstverweigerung, der atomaren Aufrüstung oder der Einstellung gegen atheistische Staatssysteme in der Publizistik. Konkret hieß dies etwa für die katholischen Lübecker Priester: Würde Bischof *Wilhelm Berning*, der Oberhirte in Osnabrück, die Kapläne fallenlassen? Dieser Gedanke plagte die Betroffenen unablässig. In die Zelle drangen Gerüchte ein, wonach sich der Bischof von ihnen abgekehrt und ihr Verhalten verurteilt habe. Bischof Berning schrieb jedoch den Lübecker Geistlichen mehrmals ins Gefängnis und bemühte sich beim Ministerium in Berlin persönlich um eine Erleichterung ihrer Lage; ebenfalls hat er sich für den evangelischen Pastor Stellbrink eingesetzt. Nach der Urteilsverkündung erschien der Oberhirte persönlich in den Zellen der Angeklagten und schloß sie in seine Arme. Pfarrer Behnen, der katholische Gefängnisseelsorger, sprach davon in seiner Ansprache an Hermann Langes Grab: «Es gibt so manches im Leben, wovon man meint, daß es unvergänglich ist, und so auch dieses Erlebnis. Der Bischof weinte. Er weinte wohl, weil er mit einem so väterlichen und brüderlichen Herzen empfand und fühlte und litt mit den dreien...» Bischof Berning seinerseits schrieb an Hermann Langes Eltern nach seinem Besuch im Hamburger Gefängnis: «Die Stunde, die ich bei meinen drei Priestersöhnen zubrachte, war eine der größten und ergreifendsten in meinem Bischofsleben. Die Stunde werde ich nie vergessen. Ich bete mit meinem ganzen Klerus weiter für die drei lieben Mitbrüder, ich bete auch Sie, daß Sie so standhaft und gottergeben sein mögen wir Ihr Sohn...»

Indessen hatte Berning wahrscheinlich noch 1943 auf staatliche «Gerechtigkeit» gebaut, hatte gehofft, mit guten Rechtsanwältinnen und durch persönlichen Einsatz ein mildes Urteil zu erreichen. Er erkannte nicht, daß der Volksgerichtshof nicht um «Gerechtigkeitsfindung» bemüht war. Berning reichte ein Gnadengesuch für die drei katholischen Geistlichen ein, verurteilte darin ihre Handlungen, stellte ihr Eintreten als «falsch verstandenes Pflichtgefühl» dar. Offiziell hat Berning keineswegs das Verhalten der Lübecker Kapläne gebilligt. «Es spricht einiges dafür, daß sein Verhältnis zu ihnen etwa das eines Vaters war, der sich über das unkluge und törichte Verhalten seiner Söhne ärgert, sie aber vor der harten Bestrafung durch Dritte bewahren möchte», schreibt *Martin Merz* im Begleitheft zur Lübecker Ausstellung «Lösch mir die Augen aus...» im Burgkloster. Er räumt aber ein, daß es fraglich gewesen wäre, ob ein bischöflicher Konfrontationskurs, etwas im Rahmen eines Hirtenbriefs, mehr erreicht hätte. Die Unwägbarkeit und Unberechenbarkeit solcher Maßnahmen ist auch ein Kennzeichen terroristischer Systeme mit ihrer Willkür.

Anstoß für das Gespräch zwischen den Konfessionen

Das Leiden und Sterben der vier Lübecker, dieses «ökumenische Blutzeugnis» (Pelke) gab nicht zuletzt dem interkonfessionellen Dialog, wie er sich nach dem Zweiten Weltkrieg anzubahnen begann, einen wichtigen Impuls. Im Sommer 1941 hatte Kaplan Prassek mit Pastor Stellbrink Kontakte geknüpft, was von Mut, ja revolutionärem Sinn zu einer Zeit zeugte, da sich die Konfessionen noch streng gegeneinander verschlossen, Freund-

schaften kaum denkbar waren. «Wir Heutigen können wohl kaum ermessen, wieviel innere Freiheit... vor allem die braven, ihrer Kirche so ergebenen jungen Kapläne aufbrachten, indem sie sich mit einem evangelischen Geistlichen befreundeten und ihn als Mitbruder ansahen», schreibt Else Pelke. Johannes Prassek vereinbarte mit Stellbrink, daß sie regelmäßig Nachrichtenmaterial und Informationen austauschen wollten. Auch standen sie gemeinsam geächteten Menschen der NS-Gesellschaft bei, etwa den zahlreichen polnischen Zwangsarbeitern in Lübecks Umkreis, den Ungarn und Juden. Ein Katholik und ein Lutheraner hatten sich zusammengeschlossen und schließlich im genuin Christlichen, die konfessionelle Formierung überwindend, die brüderliche Gemeinsamkeit gefunden. Wie es Stellbrinks Sohn, *Dr. Gerhard Stellbrink*, 1960 gegenüber Else Pelke formulierte, war Pastor Stellbrinks Verhalten «eine Vorwegnahme dessen, was sich heute allenthalben anbahnt und auch wohl schon gefestigt hat...» So hat denn auch Stephan H. Pfürtner in seinem Nachwort die Bedeutung der Stellungnahme dieser Männer zum totalitären Staat und die Relevanz ihres gemeinsamen Sterbens für die katholisch-evangelische Begegnung betont. Allerdings tat sich etwa die evangelische Kirche schwer mit der Würdigung Karl Friedrich Stellbrinks. Erst im Juni 1993 veröffentlichte die Kirchenleitung der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche eine Stellungnahme zu dem Geschehen vor fünfzig Jahren. Sie äußert darin «Schmerz und Scham» darüber, daß die Lübecker Landeskirche sich sofort von Pastor Stellbrink distanzierte und ihn fallenließ. Und sie hält fest: «Die vier Lübecker Märtyrer stehen für die Kirche Jesu Christi, die nicht lavieren und sich nicht in den Dienst des Unrechts stellen darf.» Aus dem 1945 begonnenen, jährlichen Treffen der «Ehemaligen», der Laien nämlich, die zusammen mit den Geistlichen inhaftiert waren, ist der «Arbeitskreis 10. November» entstanden. Er ist ökumenisch besetzt und hält das Vermächtnis der vier Geistlichen hoch. Zusammen mit der Stadt Lübeck hat er 1993, zum fünfzigsten Jahrestag, eine Ausstellung konzipiert, die Rilkes Gedichtzeile aufgreift: «Lösch mir die Augen aus...»

In diesem Spätherbst 1998 jährt sich die Hinrichtung der Lübecker Kirchenmänner zum 55. Mal. Am Abend des 10. November um 18 Uhr, zur Todesstunde der vier Männer, wird wiederum an der Lübecker Parade eine feierliche Gedenkmesse gehalten, und am Sonntag vor dem Gedenktag findet in der Lutherkirche ein Gottesdienst statt. Ihr jäh abgebrochenes Leben ist auch ein Anlaß zu grundsätzlichem Bedenken des eigenen Standorts in der geistig-religiösen Landschaft. Es stellt sich hier – angesichts der reinen Essenz des Glaubens – unabweisbar die Frage nach der eigenen Gottesbeziehung und der Tauglichkeit dessen, was man «Glauben» nennt. Die Lebendigkeit dieses Glaubens, wie sie letztlich aus den mündlichen und schriftlichen Zeugnissen dieser vier Männer herausleuchtet, legt vermutlich die Distanz zum eigenen Vermögen bzw. Unvermögen bloß. Und dennoch mag man ahnen, daß das Große schließlich auch das ganz Schlichte ist.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

Hinweise

Else Pelke, der Lübecker Christenprozeß 1943. Mit einem Nachwort von Stephanus Pfürtner OP, Mainz 1961. 2. Auflage, Mainz 1963. TOPOS-Taschenbuch, Mainz 1974 (gekürzt).

Christen im Widerstand gegen das Dritte Reich. Hrsg. von Joel Pottier (mit Beiträgen u.a. über die Lübecker Geistlichen von Else Pelke). Burg Verlag, 7123 Sachsenheim 3, o.J.

«Lösch mir die Augen aus...» Begleitheft zur Ausstellung von Martin Merz. Burgkloster zu Lübeck, Amt für Kultur der Hansestadt Lübeck 1993.

Mystik und Politik. Theologie im Ringen um Geschichte und Gesellschaft. Johann Baptist Metz zu Ehren, hrsg. von Edward Schillebeeckx, Mainz 1988. Darin enthalten, S. 383–393, ein Beitrag «Ökumene der Märtyrer» von Ludwig Kaufmann und Nikolaus Klein.

Klemens-August Recker, Wem wollt ihr glauben? Bischof Berning im Dritten Reich. Paderborn u.a. 1998.

Wir und die Anderen – Zuhause in einer globalisierten Welt?

Missionarische Herausforderungen aus der Perspektive Lateinamerikas (Schluß)

Missionarinnen und Missionare sind keine Entwicklungsexperten.¹ Das missionarische Projekt versteht sich daher nie nur als sozial-wirtschaftliches oder politisches Projekt. Wir tun gut daran, bei unseren missionarischen Leisten zu bleiben und uns auf den Beitrag zu einer verantwortlichen Weltentwicklung zu besinnen, den NGO's und Wirtschaftsfachleute ihr schuldig bleiben. Dadurch aber wird der missionarische Beitrag zu einer gerechten Welt nicht von einer strukturell-politischen auf eine privat-spirituelle Ebene verlagert. Durch die Besinnung auf den eigenen Beitrag zu einer verantwortlichen Weltentwicklung wird missionarische Präsenz radikal neu in Pflicht genommen. Eine soziale Weltpolitik lebt von Voraussetzungen, die sie nicht herbeischaffen kann. Das religiös motivierte Projekt «Mission» operiert grundsätzlich auf zwei Ebenen: auf der *symbolischen* und der *ethischen*. Auf der einen Ebene evoziert Mission Bilder und setzt Zeichen der Hoffnung; auf der anderen hält sie der ökonomischen Vernunft, die sich unter dem Vorwand von «Wirtschaftlichkeit» privatisieren ließ, den Spiegel sozialer Verantwortlichkeit vor Augen und klagt die Solidarität mit den Beschädigten und Bedrohten ein. Die ökonomische Vernunft braucht einen weltweiten ethischen Schock. Dazu ist ein angstfreier Umgang mit Mensch und Welt notwendig, aber auch jene Fähigkeit, die Zeichen der Zeit zu deuten, die Geister zu unterscheiden, die Prioritäten klar zu definieren und die Ausgeschlossenen zu artikulieren.

«Weltanschauung» verändert «unsere» Welt. Man kann auf die Welt von außen schauen, wie Neil Armstrong, der – vom Mond aus auf die Welt zurückblickend – am 20. Juli 1969 erste Schritte in globaler Außenperspektive unternommen hat. Man kann von den Machtzentren der Welt aus zu ihrer sozialen Peripherie schauen. Aber man kann auch von innen heraus, vom Herzen der Welt aus, sich dem Globus als Ganzem verantwortlich zuwenden. Der unbekannte Verfasser aus einem nicht mehr ganz bestimmbar frühchristlichen Jahrhundert erinnert in einem Brief diese Perspektive. In diesem Brief, gerichtet an *Diognet*, lesen wir über die «neue» und «globalisierte» Heimat der Christen: «Sie (die Christen) bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Zugereiste und Pilger. Sie nehmen an allem Teil, wie Einheimische, und alles ertragen sie wie rechtlose Fremde. Jedes fremde Land ist ihr Vaterland und jedes Vaterland wird ihnen zur Fremde. (...) Die Christen werden zwar in der Welt wie in einem Gefängnis festgehalten, sie aber sind es, die die Welt zusammenhalten».²

Wir können das dann so interpretieren: In der Globalisierungsfalle sind wir zwar festgehalten, aber sie kann auch zum archimedischen Punkt werden, mit dem wir die Welt aus den Angeln heben. Unsere neue Sicht der Welt – unser «Standortvorteil» an der Seite der armen Anderen – konfiguriert eine andere Welt. Die andere Welt ist die Welt der Anderen, der Ausgeschlossenen und Vergessenen. Die *Utopie* – das, was keinen Ort hat in einem überkommenen Weltbild – ist die *Topie* der Armen. Jene, für die in der Herberge kein Platz ist, für die es im Landesinnern keinen Flecken Land und in der globalisierten Welt kein Zuhause gibt, für die kein Arbeitsplatz und keine Bürgerrechte existieren, sie sind das Herzstück einer christlichen Topographie. Sie sind die privilegierten Adressaten und Akteure der guten Nachricht des Jesus von Nazareth.

Lernprozesse

Der virtuelle und praktische Horizont missionarischer Solidarität – die «Grenze der Welt» – ist durchaus globaler Natur.

¹Vgl. erster Teil in: Orientierung 62 (15. Oktober 1998) S. 202–205.

²Schrift an Diognet, in: Schriften des Urchristentums. München 1984, S. 318f. [5.5; 6.7: συνηχουσιον τον κοσμον].

Wie die Israeliten die Ägypter silberner und goldener Gefäße beraubt haben (Ex. 12,35) und wie die Kirchenväter ihren Zeitgenossen mit Hilfe der griechischen Philosophie das Christentum vermitteln konnten, so mag sich missionarische Vermittlung durchaus auch Instrumente der Globalisierung aneignen. Es handelt sich dabei nicht um eine Inkulturation im neoliberalen Weltmarkt, sondern um die selektive Aneignung und Lektüre einer Wirklichkeit, die wir mit allen Menschen teilen.

Der globalisierte Markt konfrontiert uns mit dem immer wiederkehrenden Schlüsselwort der «totalen Qualität». «Totale Qualität» hat nichts zu tun mit einer ganzheitlichen Lebensqualität, sondern meint nur die Fähigkeit, besser zu sein als der Konkurrent. Zur «totalen Qualität» sind wichtig: partizipative und dezentralisierte Betriebsleitung, die ihr Augenmerk ganz auf die Bedürfnisse und Wünsche der Menschen richtet.³ «Verbesserung der Dienstleistungen» und «partizipativ-dezentralisierte Betriebsleitung» sind wichtige Elemente für eine missionarische Pastoral. Gute Werbeslogans operieren immer auf einem missionarischen Hintergrund. Der Werbespruch der Warenhauskette *Casas Bahia* Brasiliens lautet beispielsweise: «CASAS BAHIA: totale Hingabe an Dich». «Totale Hingabe» als Dienst und Nachfolge würde sich an der Türe einer jeden Missionsprokur gut ausmachen.

Die «totale Qualität» des Marktes schaut auf Gewinne. Die «totale Qualität» missionarischer Vermittlung hat es auf «Leben in Fülle» abgesehen. Die Fernsehgeräte produzierende *Philco* wirbt für ihre Produkte, indem sie auf diese missionarische Totalhingabe anspielt: «Es gibt Dinge, die macht nur PHILCO für Dich.» Wie schön wäre es, wenn uns die Armen der Welt eines Tages sagen würden: «Es gibt Dinge, die macht nur Missio für uns.» Heute gibt es Bankinstitute, die behaupten, sie würden ihren Kunden 36 Stunden pro Tag zur Verfügung stehen. In diesem Kontext bedeutet «totale Qualität» gleichsam «Ostervigil», die totale Wachsamkeit im Dienst an den Armen und Ausgeschlossenen. So lautet der Werbespruch der Citibank: «the Citi never sleeps» (die Citibank ist wie die City, die Großstadt, die nie schläft). Gibt es einen missionarischen Bereitschaftsdienst rund um die Uhr und rund um den Globus?

Kontext

Dies alles soll nicht heißen, daß wir nun neoliberalen Worthülsen einen verborgenen, menschenfreundlichen Sinn zuschreiben. Aber, weil wir Welt und Menschen dort abholen, wo sie konkret stehen, denken wir über das, was auf sie Eindruck macht und daher in Parolen der Werbung und des Selbstverständnisses zum Ausdruck kommt, nach. Wir lassen uns von ihnen provozieren zu einer notwendigen Unterscheidung der Geister und zu einer Relektüre unserer eigenen An-Sprüche. Der «totalen Qualität» halten wir den Spiegel einer «Lebensqualität für alle» vor Augen. «Deregulierung» und «Flexibilisierung» lesen wir nicht als Sozialabbau, sondern als die Freiheit einer neuen Grenzziehung durch Umverteilung von Land und Reichtum. «Downsizing» – die Verkleinerung des Staates – bedeutet dann nicht zwischen Riesen und Zwergen wählen zu müssen, sondern politischer Umbau des Unternehmerstaats zum sozial verantwortlichen Staat. Und «re-engineering» meint dann nicht einfach Umorganisation unter der Priorität wirtschaftlicher Effizienz, sondern Suche nach dem «rechten Maß» zwischen sozialer Sicherheit, demokratischer Freiheit und wirtschaftlicher Vernünftigkeit, bei absoluter Priorität der sozial Benachteiligten.

In einer globalisierten Welt werden alle Menschen zu unseren Nachbarn und Nächsten. Die bedrohliche Nähe eines totalen

³Vgl. P. Suess, *Perspectivas pastorais em vista do terceiro milênio*, in: *Revista Eclesiástica Brasileira* 56 (1996), S. 856–874, hier 865f.

Kontextes und einer globalen Nachbarschaft erzeugt neue Formen ängstlicher und kleingläubiger Realitätsflucht: brutalen Fundamentalismus auf der einen und sanften Spiritualismus auf der anderen Seite. Ich habe es auf der 4. Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe in Santo Domingo (1992) erlebt, wie die Struktur des Schlußdokuments, das nach dem Schema «sehen–urteilen–handeln» gemeinsam erarbeitet worden war, dann über Nacht von unsichtbarer Hand umgegliedert wurde. Nun beginnt es mit christologischen Grundwahrheiten («urteilen»), vor denen die Realität («sehen») wie ein Störfaktor erscheint, mit dem dann in einem «Rette, was zu retten ist» pastorale Grundlinien kurzgeschlossen sind. Hier ist das Evangelium nicht mehr «Antwort» auf latente Fragen und unüberhörbare Schreie, sondern kontextloses «Vorwort». Die aus dem «missionarischen Wesen» resultierende universale Verantwortlichkeit des Christentums konstituiert und realisiert sich in der «körperlichen» Nähe zu den unterschiedlichen Lebensprojekten der Menschen.

Globalisierung kann uns in der Kirche zu einer neuen Kontextlosigkeit und Geschichtslosigkeit (der universalistische Kurzschluß), wie auch zu Autoritarismus und Spiritualismus (der Kurzschluß nach oben) verführen. Wenn wir aber den Kontext vernachlässigen oder gar ganz ausblenden, vernachlässigen wir die Welt und verraten die und den Gekreuzigten. Diese Versuchung ist zu allen Zeiten der Kirchengeschichte nachweisbar. Anlässlich der Deportationen von Juden in die Konzentrationslager im Oktober 1941 schrieb Kardinal A. Bertram (Breslau) an Kardinal M. Faulhaber (München), man müsse sich «zunächst auf andere, kirchlich wichtigere und weittragendere Belange» konzentrieren.⁴ Das Gefährliche «ja, wir haben jetzt Wichtigeres zu tun» liegt uns ja immer auf der Zunge, wenn ein Ausgeschlossener an unsere Türe klopft. Und damit sind wir wieder bei den Kindern dieser Welt, die uns sagen: Es geht um die totale Hingabe an den Anderen; es gibt Dinge, die kannst nur du für ihn tun; und weil die City nie schläft, bist auch du in österlicher Bereitschaft immer ansprechbar.

Horizonte

Die Welt ist größer als der Markt. Neoliberale Globalisierung ist nicht Schicksal, ist kein zweiter Naturprozeß. Einen schicksalhaften Ausschluß aus den Sozialbeziehungen gibt es nicht. Globalisierung produziert Gewinner und Verlierer, kennt Akteure und geschädigte Zuschauer. Mit einem Wort, sie ist ein historischer Prozeß, in den verantwortlich eingegriffen werden kann. Die Realität ist nicht etwas Übermächtiges. Auch wir sind Realität. Die Welt ist nicht heillos vermarktet, wenn wir uns nicht heillos vermarkten lassen. Hunger in der Welt ist vermeidbar. Gegen die Staatspartei der *global players* zu spielen erfordert ein gutes Deckungsspiel, Mut und utopische Phantasie. Alternativen sind möglich, wo wir neu Fragen nach dem Zweck von Staat und Gesellschaft, nach Aufgaben und Ort der Kirche und nach dem Wesen von Mission stellen.

Die Armen, Anderen und Ausgeschlossenen spielen die Hauptrolle im Projekt Gottes, das wir Reich Gottes nennen. Die neue Welt, in der die Armen und die Anderen eine zentrale Rolle spielen sollen, setzt voraus, daß die Identität der gesellschaftlich Handelnden gestärkt wird. Nur wer mit sich selbst im reinen ist, wer ethnisch respektiert und sozial integriert ist, kann auch den Anderen in Frieden akzeptieren. Aber die Mundialisierung der kulturellen Beziehungen mit den entsprechenden wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Auswirkungen macht erforderlich, daß wir auch gemeinsame Verstehenshorizonte und Verhaltensmuster im Auge behalten, damit wir gegen die transkulturellen Geißeln des Hungers, der Gewalt, der Arbeitslosigkeit und der Ausgrenzung angehen können.

⁴L. Volk, Hrsg., Akten Kardinal Michael von Faulhabers 1917–1945. Band II: 1935–1945. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A: Quellen, 26). Mainz 1978, S. 845 [Brief vom 17.11.1941].

PHILOSOPHISCH-THEOLOGISCHE HOCHSCHULE MÜNSTER

Viersemestriger Aufbaustudiengang zum
Lizentiat

Schwerpunkt: **Theologie der Spiritualität**

Interessenten wenden sich an:

Phil.-Theol. Hochschule Münster, Hörsterplatz 4, D-48147 Münster

Telefon: (0251) 48256-0, Telefax: 48256-19

Wenn Mission für Lebensprojekte eintritt, dann kommt sie von einem bestimmten Gottesbild her. Es geht dabei um etwas Absolutes. Daher ist Mission universal und dringlich wie das Leben. Hunger kann nicht warten. Indem Mission neue Beziehungen zwischen Menschen und sozialen Gruppen herstellt und die Menschheit dazu aufruft, das Leben von Gottes Geschöpfen und Gottes Schöpfung zu verteidigen gegen Beschädigung, Ausgrenzung und Konformismus, wird sie geschichtlich relevant. Der Auftrag, «die Welt zusammenzuhalten» und Menschen zusammenzuführen, gleichsam ein äußeres Netzwerk zu knüpfen, ist eine Dimension unserer *Kohärenz*. Wir hängen mit Gott, der Welt, der Natur und den Menschen zusammen. Diese Kohärenz erfordert ein ständiges Einüben von «Öffnung», «Innovation» und «Dialog». Bei der anderen Dimension dieser Kohärenz geht es um die Schlüsseligkeit des inneren Netzwerkes und seine Verknüpfung mit dem äußeren, um den Zusammenhang von missionarischem Anspruch und Tun. Das, was wir als unsere missionarische «Identität» begreifen, muß sich immer wieder neu einem doppelten Vergleich stellen: den Folgen und der Reichweite unseres Tuns und dem Anspruch der Identität der Anderen.

Grenzen

Der missionarische Sendungsauftrag führt uns in universal-kosmische Weite und in menschlich-soziale Nähe. Das Reich Gottes ist die weiteste ort-zeitliche Kategorie, und der unter die Räuber Gefallene ist gleichzeitig seine konkreteste Nahgestalt und Vermittlung. Jetzt, global umlagert von Immigranten¹ und Ausgeschlossenen, ist Sein Reich auf neue Weise mitten unter uns. Die «Grenzen der Welt» gehen an unserer Haustüre vorbei. «Die Globalisierungsprozesse, die ja nicht nur wirtschaftlicher Art sind, gewöhnen uns allmählich an eine andere Perspektive, aus der uns die Begrenztheit der sozialen Schauplätze, die Gemeinsamkeit der Risiken und die Vernetzung der kollektiven Schicksale immer deutlicher vor Augen treten. Während die Beschleunigung und Verdichtung von Kommunikation und Verkehr die räumlichen und zeitlichen Distanzen schrumpfen läßt, stößt die Expansion der Märkte auf die Grenzen des Planeten und die Ausbeutung der Ressourcen auf die Schranken der Natur.»² Die Schranken der Natur erinnern uns dringlicher denn je an die Grenzen des Wachstums. Folgelasten von sozialem und ökologischem Raubbau können in einer globalisierten Welt nur noch beschränkt an andere Länder ausgelagert werden: «Deregulierung», die im Klartext öffentliche «Desolidarisierung» bedeutet, wird so zu einer Form von Selbsthaß.

Auch andere Grenzen wurden zum Teil neu gezogen: soziale Grenzen, ethnische Grenzen, ökonomische Grenzen, Staatsgrenzen, aber auch Grenzen wissenschaftlicher Disziplinen. Das

²J. Habermas, *Jenseits des Nationalstaats? Bemerkungen zu Folgeproblemen der wirtschaftlichen Globalisierung*, in: U. Beck, Hrsg., *Politik der Globalisierung*. Frankfurt/Main 1998, S. 67–84, hier 76f.

interdisziplinäre Gespräch zwischen Physik und Theologie, beispielsweise, führt nicht zur Auflösung dieser Disziplinen, sondern zu ihrer Vertiefung. So gibt es Grenzen, die respektiert und andere, die beseitigt werden müssen. An den strategisch wichtigen Punkten der 3000 km langen Grenze, die Mexiko von den USA trennt, verläuft – trotz des Wirtschaftsblocks NAFTA (Kanada, Vereinigte Staaten, Mexiko) – eine militärisch gesicherte Metallmauer, die gegen Armutsflichtlinge aufgerichtet wurde. Innerhalb der nächsten zwei Jahre sollen mehr als fünf Millionen Mexikaner aus den USA deportiert werden.⁶

Weil Grenzen immer auch etwas mit Identität und Realitätsprinzip zu tun haben, ist die Alternative zur sozialen Ausgrenzung nicht die totale Unbegrenztheit, das Chaos. Die Welt wird aus dem Chaos befreit durch Scheidung zwischen Licht und Finsternis. Gott hat sich im Wort und in der Geschichte kontextualisiert und begrenzt. Befreiung ist immer ein Prozeß des Gestaltens, aber auch des Unterscheidens, der Selbstbegrenzung und Entäußerung. Die Alternative zur sozialen Ausgrenzung ist nicht die kulturelle Entgrenzung durch Gleichmacherei. Jesus von Nazareth zeigt, wie die inkarnatorisch-kontextuelle Nähe Gottes zur Menschheit radikal entäußernd und doch in ihrer Ausdrucksmöglichkeit begrenzt sein kann, aber wie sie auch zugleich befreiend und entgrenzend wirkt. Er verschiebt Grenzen zwischen Sündern und Gerechten, zwischen Fremden und Einheimischen, zwischen Verachteten und Angesehenen, Gesunden und Kranken. Grenzen verschieben und Grenzen überschreiten heißt nicht, überhaupt keine Grenzen zu kennen. Nachbarn und Freunde haben und respektieren Grenzen.

Hier liegt die dialektische Spannung, in der wir unsere missionarische Sendung leben. Befreiung läuft – da wir ja nicht das Chaos neuer Sklaverei wollen – über neue Selbstbegrenzung. Das gilt für die Befreiung durch das Wort, für die Befreiung durch und in der Zeit (Geschichte), am Ort (Kontext) und mit den Anderen. Missionarische Kohärenz in einer globalisierten Welt muß sich ausweisen angesichts der Begrenzung durch das Wort, die Zeit, den Ort und die Anderen. Wenn ich zu meinen Grenzen stehe, weiß ich, daß ich nie das letzte Wort habe, aber deswegen auch kein stummer Zuschauer im Globalisationstheater zu sein brauche. Zur neuen missionarischen Grenzziehung gehört, daß wir allen unseren Arbeitsfeldern eine *globale, integrale und spezifisch-befreiende* Dimension geben. Es geht um die Befreiung aller, es geht um ganze Befreiung und es geht um die spezifische Befreiung von Mayas und von mißhandelten Frauen; es geht um Solidarität mit der Landlosenbewegung und es geht um Befreiung in Chiapas.

Wegidentität

Die missionarische Gretchenfrage nach dem «Zuhause in einer globalisierten Welt» lautet: «Wer ist mein Nächster?» (Lk 10,29) – «Wann haben wir dich hungrig gesehen?» (Mt 25,44) – «Wo wohnst du?» (Joh 1,39). «Kommt und seht!» ruft er uns zu und schickt uns neu auf den Weg. Damit ist eine neue Identität angesagt. Missionarische Identität – in der Welt, durch die Welt, aber nicht von der Welt – ist Wegidentität nicht Haus-, Schollen- oder Ursprungsidentität. «Zuhause-Sein» in einer globalisierten Welt heißt dann immer mit der Weltkarte «Unterwegs-Sein». Die Globalisierung fordert uns eine radikale Mobilität ab. Vor dieser Mobilität müssen wir missionarischen Ballast abwerfen und kirchliche Strukturen abklopfen.

Wohin gehen wir? Brasilien geht nicht auf den Fußballplatz zu einem Rückspiel für die ersten 500 Jahre der Ausbeutung. Wer im Zorn zurückblickt und Rache schwört, wird die Welt nicht verändern. Wir wollen es nicht soweit bringen wie die Erste Welt; wollen nicht in den Club der erfolgreich Globalisierten hineinstolpern, weder als Müllfahrer noch als Topmanager. Wir wollen nicht post-neoliberale Erste Welt sein, sondern konstitutiver Teil einer gerechten Welt, in der für sehr verschiedene Welten Platz ist. Die Herausforderungen der Globalisierung

sind größer als jeder einzelne von uns. Aber Zwerge auf den Schultern eines Riesen sehen weiter als der Riese selbst. Darum ist es möglich, Herausforderungen die Stirn zu bieten, Bedrohungen zuvorzukommen, Chancen wahrzunehmen. Brasilien, das die Errungenschaften der Globalisierung mit all ihren Krisensymptomen vereinigt, braucht die Verantwortung für alternative Lösungen nicht an Drittländer oder hegemonische Blöcke auszulagern. Es wird alles darauf ankommen, den kreativen und ethischen Reserven seiner schweigenden Mehrheit politische Gestalt zu verleihen. Der ethische Schock, der aus der Krise hervor und das Land wieder bewohnbar machen kann, hat drei Schwerpunkte: demokratische Partizipation, soziale Umverteilung und transnationale Artikulation. «Zuhause-Sein» in einer globalisierten Welt heißt an der Baustelle einer demokratisch-gerechten Welt mithelfen, den Grund neu auszuheben.

Eine gerechte Welt ist eine auf ihren göttlichen Ursprung hin transparente Welt. Im Kampf um diese Welt gehen wir wohl nicht als strahlende Sieger, sondern eher gemeinsam hinkend hervor, wie Jakob aus dem Kampf mit dem Engel und Ödipus aus dem Kampf mit dem Schicksal. Warum hinkend? Vielleicht, weil wir in diesem Kampf unsere Verletzlichkeit besonders erfahren und langsamer vorankommen, als wir es uns erträumt haben. Warum Kampf mit Engel und Schicksal? Engel und Schicksal – sind das nicht Metaphern für das, was der Geschichte fremd ist, also für religiöse Entfremdung und fatalistische Kurzschlüsse, für die Auslagerung – *outsourcing* – unserer Verantwortung an Gott oder Dämon? Nein, wir haben keine spirituellen Geheimrezepte gegen den «heillosen Markt». Wir sind keine schnellen Brüder einer heilen Welt, keine fliegenden Händler falschen Trostes. Die Wege unserer Weltkarte führen durch Geschichte, Verantwortung und Vernetzung. In österlicher Wachsamkeit und radikaler Solidarität mit den Erniedrigten machen wir uns auf den Weg, das brüchige Netz menschlicher Lebensentwürfe immer wieder neu zu knüpfen und das Experiment Menschheit weltweit zusammenzuhalten. (Schluß)

Paulo Suess, São Paulo

Futuristische Gedichte

Er war als Begründer der dichterischen Richtung des Kubo-Futurismus und als Mitverfasser des berühmten Manifestes *Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack* (1913) einer der experimentierfreudigsten Dichter des Silbernen Zeitalters, und dennoch verdrängt ihn die neuere Literaturgeschichte in den Schatten von *Wladimir Majakowskij* oder bewertet ihn gar als «kaum bedeutend und ohne Tiefe» (Wolfgang Kasack). *Efim Etkind* erwähnt *David Burliuk* (1882–1967) in seinem darstellenden Versuch über die russische Lyrik (München 1984) noch nicht einmal namentlich, obwohl, wie *Alexander Nitzberg* in seinem Nachwort (Ein Hunne. Roh oder reuig? Majakowskij und der Futurismus) zu Recht betont, Majakowskij ihn als seinen eigentlichen Lehrer betrachtete. In diesem Kontext setzt sich Nitzberg auch mit der verfälschenden Majakowskij-Rezeption und der oft entstellenden Übertragung (Hugo Huppert) in deutschen Publikationen auseinander. Er geht – im Gegensatz zu der landläufig auch in slawistischen Fachkreisen immer noch überwiegend gepflegten Revolutionslyrik des «rauen» Barden Wlodja – von einer futuristisch geprägten Wortbildung aus, die im Umfeld von *Velimir Chlebnikow*, *Wassilij Kamenski*, *Aleksej Krutschonich*, *Benedikt Liwschitz* und der *Brüder Burliuk* unvergessene, eindrucksvolle Schöpfungen russischer Poesie hervorbrachte. In dieser illustren Runde spielte der Dichter und Maler David Burliuk insofern eine inspirierende und innovative Rolle, als er Majakowskij's erste Dichtungen einer handwerklichen und ästhetischen Kritik unterzog und darüber hinaus wesentliche Anregungen in dessen Poetik einbrachte, wie unter Nitzbergs Verweis auf *Wolke in Hosen* deutlich zu erkennen ist. Burliuks Wortschöpfungsorgien, so gi-

⁶Vgl. *Caros Amigos*. Especial, Nr. 2 (Mai 1998).

gantisch sie auch anmuten, regten Majakowskij zu seinen Neologismen und syntaktischen und kompositionellen Experimenten an. Neben der poetologischen Beeinflussung war es auch die auffällige Kleidung bei dichterischen Auftritten (Zylinder, Gehrock, bunte Hemden, Monokel), die Majakowskij von David Burliuk in den «wilden» Vorkriegsjahren übernahm. Die gegenseitige dichterische Akzeptanz allerdings endete spätestens nach 1917, als Burliuk seine anarchistisch-futuristischen Dichtungen im fernen Sibirien bis 1920 in verschiedenen Zirkeln fortsetzte und dann über Japan in die USA emigrierte. Majakowskij hingegen stellte sich in den Dienst einer Revolution, die er mit futuristischen Sprachmitteln so lange heroisierte, bis der Widerspruch zwischen dogmatischer Kunst doktrin und subjektiven künstlerischen Ausdrucksmitteln unüberbrückbar wurde. Der Dichter nahm sich das Leben oder wurde das Opfer eines politischen Mordes, wie Herausgeber Nitzberg unter Verweis auf eine Publikation von Nikolaj Kastrikin vermutet.

Die in dem Band vorliegenden lyrischen Texte von David Burliuk: Kanalisation, op. 59, 80, 75, «Staub», Spucker in den Himmel, Laternenschein, Cityfrau, Frühlingnacht, Bild und weitere opera stammen aus den Jahren 1909 bis 1915. Sie zeichnen sich durch radikale Zerstörung von Inhalt und Form aus. In *op. 60 Toter Himmel* heißt es: Himmel – bloß Kadaver!! / Sterne – Würmer in nebeligen Rauschen / Will die Schmerzen da verdrängen mit Truggeräuschen / Himmel stinkend Aas!! Außerdem läßt Burliuk auch Präpositionen weg, so daß die Substantive schmerzhaft aneinander reiben. Nitzberg wertet dieses Verfahren als Befreiung der Substantive aus dem grammatischen Beziehungskorsett (vgl. S. 87) und verweist darauf, daß die in anderen Gedichten vertauschten Fälle und Geschlechter der Wörter als ein Angriff auf den russischen Symbolismus zu betrachten seien, der bekanntlicherweise mit Klangfarben und stimmungsgeladenen Naturbildern operierte.

Die Übertragung der Majakowskischen Poeme und Gedichte stellen für Nitzberg eine besondere Herausforderung dar, die er nicht nur in vielen gelungenen und einigen weniger überzeugenden Versen besteht. In einer theoretischen Skizze zur Verfälschung des russischen Originals in den deutschen Übertragungen belegt er auch grundsätzliche Fehler und Entstellungen. In *Mor-*

gen folgt er minutiös den Wortkaskaden des Originals, trennt – in Anlehnung an die russischen Lexeme – am Ende der kurzen Verszeilen, fügt aber auch dann und wann ein überflüssiges Wort hinzu, ohne daß der abgehackte und dennoch geschmeidige Rhythmus verlorengeht. Eine glänzende Übertragung gelingt ihm mit *Straßen*: Im Marktzelt voll vom Abgerupften / quoll Beerensaft aus wunden Tischen / und angemalte Lettern hüpfen / durch mich hindurch am Mondesfische. (S. 43). Auch die bissig-lakonischen und heiter-frivolen Verse verlieren in *Nichts verstehen die* nur wenig an Glanz: Komme zum Frisör, ruhig sage / «Einmal die Ohren kämmen, bitte.» / Der glatte Frisör wurde gleich ganz nadelig / das Gesicht wurde länglich, wie eine Quitte.

Und der politische Majakowskij? Und sein Engagement für die unbestechliche Literatur? In *Schriftsteller-Brüder* aus dem Jahr 1917, dem letzten Gedicht aus dem Band, bekennt sich sein lyrisches Ich zum Kampf gegen die Lüge und für die ungeschminkte Wahrheit, eine dichterische Schlacht, die er – wie fast alle seine Brüder und Schwestern – verlieren sollte: Was führt euch zum Wort, ihr Lieben, euch, die ihr klebt an der Tapetenwand?... Ihr Herren Poeten, / noch immer nicht leid / der Pagen / der Schlösser / der Liebe / der Fliedersträucher? – so verspottet er die Schöngeister, doch er weiß auch, daß die Dichter nur mit «gekämmten Haaren» überleben werden. Eine Ahnung, die ihn am Ende der 20er Jahre mit schrecklicher Gewißheit erfüllt.

Der dritte Band aus der Reihe Chamäleon überzeugt vor allem auf Grund der konsequenten Übertragungen der Majakowskischen Verse und der Anmerkungen zur Poetik des Russen, die unter der Revolutionspathetik seiner Übersetzer zu einem Fanal des blinden poetischen «Fortschritts» wurde. Wenn die hier angebotenen linguistisch-akkuraten und rhythmisch-einprägsamen Übertragungen einen neuen Majakowskij und einen von Mißverständnissen befreiten Burliuk kreieren könnten, wieviel wäre gewonnen, auch für die Studenten der Russistik, die sich bislang durch die Verse des großen Barden gequält haben.

Wolfgang Schlödt, Bremen

David Burliuk, Wladimir Majakowskij, Cityfrau. Futuristische Gedichte. Aus dem Russischen von Alexander Nitzberg. (Reihe Chamäleon, Band 3, Futurismus, 1). Grupello Verlag, Düsseldorf 1998, 108 Seiten, DM 22.80.

Auf der Suche nach dem Blutfrosch

Interview mit Mayra Montero

Die kubanische Schriftstellerin Mayra Montero lebt in Puerto Rico im Exil und erhielt an der 50. Frankfurter Buchmesse den *LiBeraturpreis* 1998 für ihr Buch *Der Berg der verschwundenen Kinder*, das im nächsten Jahr beim Verlag Zsolnay in Wien erscheinen wird. Der Roman beschreibt – zumindest vordergründig – die Reise eines nordamerikanischen Biologen nach Haiti, wo er in Begleitung eines lokalen Führers einen unwegsamen Berg besteigt, auf der Suche nach dem letzten Exemplar einer aussterbenden Spezies, dem Blutfrosch (*grenouille du sang*). Diese Reise endet in einem Fiasko. Die beiden Abenteurer erleiden auf dem Rückweg in die Hauptstadt Port-au-Prince Schiffbruch. Im Roman erscheint die ehemalige französische Kolonie als ein Land des Alptraums und der Unterdrückung, beherrscht von Aberglauben und einer allgegenwärtigen, brutalen Polizei.

Mayra Montero – geboren am 16. November 1952 in Havanna – entstammt einer Familie von Journalisten. Ihr Vater arbeitete jahrzehntelang für das kubanische Radio. Schreiben war seit der frühesten Jugendzeit Mayras großer Ehrgeiz. Nach dem Triumph der Revolution (1959) öffneten sich der jungen Journalistin alle Türen: die *Casa de las Américas* wurde gegründet, die wichtigste kubanische Kulturinstitution; neue, zumeist kurzlebige Zeitschriften entstanden, und es herrschte ein Lesehunger,

der durch die Alphabetisierungskampagne der neuen Regierung und die Kulturpolitik der ersten Jahre gefördert wurde. 1972, mit 19 Jahren, verließ Mayra Montero mit ihrem Vater Kuba, denn er hatte als Drehbuchautor zunehmend Schwierigkeiten mit der Zensur bekommen. Sie wählten Puerto Rico als neue Heimat, in der Mayra sich alsbald dem Journalismus zuwandte. Ab 1979 schrieb sie für *El Mundo* und berichtete über die sandinistische Revolution in Nicaragua. 1985 erschien ihr erster Roman *La trenza de la hermosa luna* (Der Zopf des schönen Mondes) in einem spanischen Verlag. Ihr neuester Roman *Como un mensajero tuyo* (Als wäre ich dein Bote) kreist um eine historische Begebenheit: am 13. Juni 1920 sang der italienische Tenor Enrico Caruso in der Oper von Havanna, als plötzlich eine Bombe explodierte. Die Aufführung der *Aida* wurde unterbrochen, der entsetzte Tenor rannte in seinem Radames-Kostüm durch die nächtliche Stadt um sein Leben, da er befürchtete, das Opfer eines Mafia-Anschlags geworden zu sein. Dieser neueste Roman ist bereits in englischer Übersetzung im Erscheinen (*The messenger*, [Harper Collins, New York, 1999]) und wird demnächst auch in deutscher Sprache erscheinen.

Anlässlich der Überreichung des *LiBeraturpreises* gewährte Mayra Montero der *Orientierung* an der Frankfurter Buchmesse (10. Oktober 1998) folgendes Interview:

Orientierung: Zunächst würde uns interessieren, warum Sie Haiti als Schauplatz für Ihren Roman gewählt haben und nicht Kuba. Wie entstand die Idee zu Ihrem Buch?

Mayra Montero: Seit dem Beginn meiner Karriere als Schriftstellerin hat mich das Thema Haiti stets fasziniert. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß ich in meiner Kindheit einer alten Französin sehr nahestand, die viele Jahre in Haiti verbracht hatte, bevor sie in Havanna starb. Sie erzählte mir vom Voodoo-Kult, von der Kultur Haitis. Zudem sollten wir nicht vergessen, daß die französische Kultur und diejenige Haitis eine wichtige Rolle in der kubanischen Kreolen-Kultur des 19. Jahrhunderts gespielt haben. Im östlichen Teil der Insel finden wir Vertreter dieser Kultur noch heute, die sogenannten *Creoles*, die einen großen Einfluß auf Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur meiner Heimatinsel ausüben. In der Provinz *Oriente* entwickelte sich ein kubanischer *Voodoo*-Kult, der – meines Wissens – bis heute fort dauert. Ich habe Haiti nicht bewußt als Schauplatz gewählt. Die Idee kam mir bei meinem ersten Roman *La trenza de la hermosa luna* (Der Zopf des schönen Mondes), der von der Jury des Herralde-Literaturpreises unter die fünf besten aufgenommen wurde. Was nun meinen Roman *Tu, la oscuridad* (Der Berg der verschwundenen Kinder) anbetrifft, so entstand er aus einer Zeitungsnotiz in der Sonntagsbeilage der *New York Times* über den Niedergang der Amphibien in der Welt. So kam ich auf die Idee, diese Geschichte über einen Herpetologen – Spezialisten für Lurche und Kriechtiere – zu schreiben, der nach Haiti reist, um dort einen roten Frosch zu suchen, der bereits als ausgestorben gilt. Im Laufe der Zeit habe ich dann herausgefunden, daß ich nicht weit von der Realität entfernt war. Auf der Insel Navassa – einem Inselchen, um das sich die USA und Haiti streiten, das aber in der Nähe der haitianischen Küstengewässer liegt – wurden dieser Tage zwei Exemplare von Schlangen gefunden, die bereits als ausgestorben galten.

Mein neuester Roman *Como un mensajero tuyo* (Als wäre ich dein Bote) hingegen spielt auf Kuba und nicht in Haiti. Er handelt von einer Episode im Leben des Tenors Enrico Caruso. Der Roman ist bereits vom spanischen Verlag Tusquets veröffentlicht worden und kommt nächstes Jahr bei *Harper Collins* in englischer Übersetzung heraus.

Orientierung: In der deutschen Übersetzung wurde der Titel Ihres Romans geändert; er handelt nicht mehr von Dunkelheit, sondern vom Berg der verschwundenen Kinder. Diese Formel

erinnert im Deutschen an den legendären Rattenfänger von Hameln, der mit seiner Flöte erst die Ratten aus der Stadt weglockte und anschließend – als man ihm die Bezahlung verweigert – die Kinder der Stadt ins Verderben führte...

Mayra Montero: Der Wechsel des Titels ist eine Entscheidung des Verlags, wohl aus kommerziellen Gründen. Dennoch ist der «Berg der verschwundenen Kinder» durchaus präsent in meinem Roman und erinnert selbstverständlich an den Rattenfänger von Hameln.

Orientierung: Wie sehen Sie heutzutage die Perspektiven der kubanischen Literatur? Gibt es eine einzige Literatur Kubas oder mehrere, aufgespalten in ein Innen und ein Außen, bedingt durch das Exil? Auf dieser Buchmesse wird unter der Leitung von Michi Strausfeld eine Diskussionsrunde zum Thema *Zwanglos? Die kubanische Literatur der 90er Jahre* durchgeführt. Wie zwanglos ist die kubanische Literatur Ihrer Meinung nach?

Mayra Montero: Ich meine, es gibt nur eine einzige kubanische Literatur, wie es auch nur eine kubanische Nation gibt. Die Realität ist folgende: es gibt Kubaner, die auf der Insel leben und solche, die draußen leben. Ich weigere mich jedoch, aus diesem Grund die Literatur aufzuspalten. Es erscheint mir ungerecht, sowohl im Hinblick auf die Schriftsteller, die drinnen, wie diejenigen, die draußen leben. Ich weiß nichts von dieser Diskussionsrunde über Meinungsfreiheit in Kuba. Ich hoffe nur, daß Kubaner von drinnen wie von draußen daran beteiligt werden, damit mehrere Gesichtspunkte zum Ausdruck kommen.

Eine beträchtliche Anzahl kubanischer Schriftsteller, die auf der Insel leben, publizieren bei spanischen Qualitätsverlagen und sie tun dies mit vollem Recht und in Ausübung ihrer persönlichen Freiheit. Sie tragen bei zur Weltliteratur, zur Weltmeinung, in dem sie ihre Vorstellung von Literatur umsetzen. Das ist begrüßenswert, vor allem, wenn sie dies von kubanischem Territorium aus tun. Sie fördern so den Meinungs austausch auf der Insel selbst.

Orientierung: Welche Rolle kann die Kirche auf Kuba spielen? Während des Besuches von Papst Johannes Paul II. wiesen viele Stimmen auf die Freiräume hin, die die katholische Kirche aufgrund dieses Besuches zu schaffen imstande war...

Mayra Montero: Diese Kommentare sind durchaus zutreffend. Aufgrund des Papstbesuches ist tatsächlich ein gewisser Freiraum entstanden. Interessanterweise führt dies auch zu mehr Bewegungsfreiheit für andere religiöse Bewegungen. Am vergangenen 7. September 1998 – dem Tag der Heiligen Jungfrau von Regla, die im kubanischen Synkretismus der Yoruba-Göttin *Yemayá* entspricht, einer der wichtigsten Gottheiten im afro-kubanischen Pantheon der *Santeros* – wurde zum ersten Mal seit vielen Jahren eine Prozession durch die Straßen von Regla zugelassen. Sie dürfen nicht vergessen, daß Regla als eine Art Wallfahrtsort des afro-kubanischen *Santería*-Kultes gilt. An dieser Prozession nahmen zahlreiche *Santeros* und *Paleros* teil. Das heißt, offiziell war es eine katholische Prozession, an der jedoch die afro-kubanischen *Santeros* in großer Zahl vertreten waren, was der Tradition gemäß nie ein Problem für die kubanische Kirche war, im Gegenteil: mit großer Intelligenz und enormem Taktgefühl ist es ihr gelungen, die täglichen Manifestationen des religiösen Synkretismus auf Kuba zu tolerieren.

Orientierung: Wirf man einen Blick auf die Karte der Karibik, so sticht Kuba stets durch seine strategische Position hervor, was die Spanier bei der Eroberung Amerikas sehr geschickt ausnützten. Wird sich Kuba in absehbarer Zeit in ein kulturelles Zentrum der Karibik verwandeln?

Mayra Montero: Kuba ist immer das kulturelle Zentrum der Karibik gewesen. Ich sage dies nicht als Kubanerin, denn zum gegenwärtigen Zeitpunkt fühle ich mich geistig und seelisch Puerto Rico sehr stark verbunden, einer Insel, die für mich eine Heimat geworden ist, nicht eine zweite, sondern schlicht – Heimat. Aber ich glaube an die kulturelle Bedeutung Kubas, an deren Intensität niemand zweifeln kann. Der Einfluß der kubanischen Kultur ist nicht zu übersehen, nicht nur in der Karibik, sondern auch in Europa, wo sie eine ganz besondere Anziehungskraft ausübt.

Interview: Albert von Brunn, Zürich

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2 x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich

Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-

Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert

Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1998:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 51.- / Studierende Fr. 35.-

Deutschland: DM 58,- / Studierende DM 40,-

Österreich: öS 430,- / Studierende öS 300,-

Übrige Länder: sFr. 47,- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70,- / öS 500,-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG, Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.